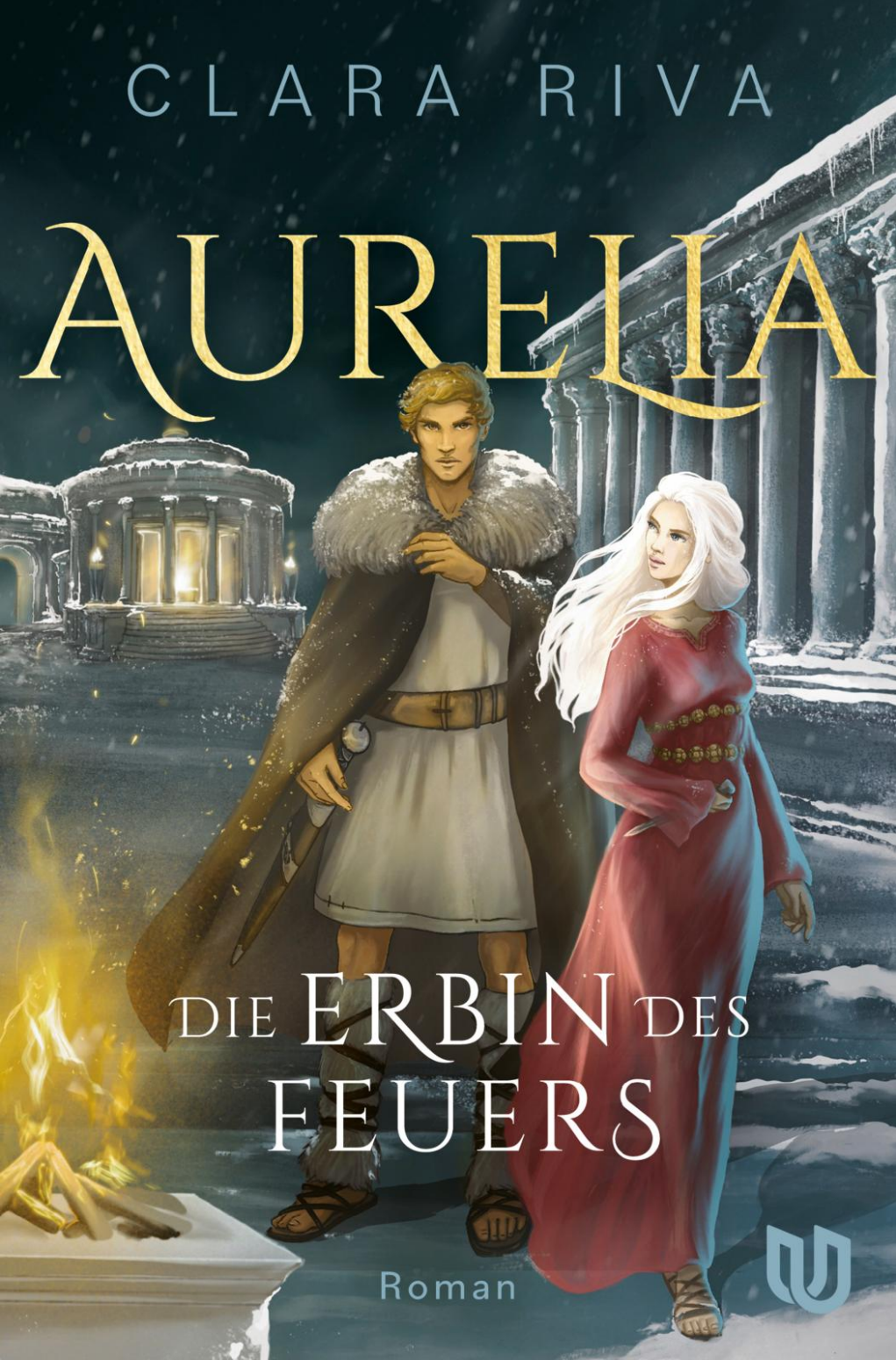
CLARA RIVA

AURELIA



DIE ERBIN DES FEUERS

Roman

Clara Riva

Die Erbin des Feuers

CLARA RIVA

AURELIA
DIE ERBIN DES FEUERS

Roman

Ullstein Jugendbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

ISBN 978-3-69086-016-1

1. Auflage Dezember 2026
© 2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.
Umschlaggestaltung: bürosüd°, München
Vignetten im Innenteil: Zweig: 99 vector art; Feder: Sketch Master; Rose:
akramul; Dolch: Astrowayrin; alle von stock.adobe.com
Gesetzt aus der Scala powered by *pepyrus*
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für meinen wortgewaltigen Großvater Helmut,
von dem ich meine Liebe zum Schreiben geerbt habe

Dann, o ihr Tyrer, verfolgt diesen Stamm
und des ganzen Geschlechtes
Künftige Brut mit Haß, bringt dies als Opfer der Sühnung
Meiner Asche. Nicht Liebe noch Bund sei zwischen den Völkern.
Möge aus meinem Gebein sich einst ein Rächer erheben,
Der mit Feuer und Schwert die dardanischen Siedler verfolge,
Jetzt so wie einst, zu welcherlei Zeit die Macht es gestattet.
Ufer sei stets dem Ufer und Flut den Fluten entgegen,
Waffen den Waffen und ewig sie selbst und die Enkel im Kampfe!

(Verg. Aen. 4,622–629)

Prolog

Flavius

»Bleib stehen!«

Flavius verfolgte die beiden Flüchtenden mit seinen Prätorianern. Ihre Schritte hallten dumpf zwischen all dem Marmor wider. Er sah, wie Lucilla ihre Tochter in einiger Entfernung mitleidlos hinter sich herzerrte. Die Kleine stolperte und konnte nicht Schritt halten.

»Lucilla, bleib stehen!«

Sie hatten einen Säulengang erreicht und eilten an den elendigen Statuen seiner Vorfahren vorbei. Ihre steinernen Gesichter waren still und unbewegt, als berührte es sie nicht, was er im Begriff war zu tun.

Gerade als Lucilla durch eine Tür entschwinden wollte, wurde ihr diese von einem breitschultrigen Soldaten versperrt. Flavius erkannte erleichtert, dass es der Prätorianerpräfekt Honorius war. Ihn hatte er davon überzeugen können, seiner Imperatorin die Treue zu brechen. Es wäre fatal gewesen, wenn einer von Lucillas Getreuen sie zu früh aufgespürt hätte.

Lucilla blieb stehen und wich vor Honorius zurück, während sie einen Dolch aus den Falten ihres Gewands zog. Sie sah sich hektisch um, doch dann straffte sie die Schultern und drehte sich Flavius zu, der sie nun erreicht hatte.

Die kleine Aurelia stand hinter ihr und sah dem Soldaten mit großen Augen entgegen. Sein Herz krampfte sich zusammen. Sie war erst neun, viel zu jung für all das hier.

Lucillas Brustkorb hob und senkte sich rasch. Strähnen ihres dunklen Haars hatten sich aus der kunstvollen Flechtfrisur gelöst, und ihre Wangen zierten hektische rote Flecken. Selbst jetzt noch war sie schön, trotz des Wahnsinns, der sie ergriffen hatte. Obwohl sie von seinen Männern umzingelt war, zeigte sie nicht die geringste Spur von Furcht.

»Du rückgratloser Hochverräter«, zischte sie. »Glaubst du, du könntest mich so einfach vom Thron stoßen? Für das hier werde ich dich durch die Gassen Roms peitschen lassen und dich anschließend den Löwen vorwerfen!«

Flavius ließ ihre Worte an sich abprallen. Sie konnte diese Drohungen nicht mehr wahr machen. Die Stadt war zu einem Schlachthaus verkommen, und selbst ihre eigenen Prätorianer fanden es nicht länger tragbar.

»Ergib dich«, forderte Flavius entschieden, »und ich werde dir erlauben, deine restlichen Tage auf einer Insel zu verleben.«

»Niemals!«, schrie sie und riss die Augen auf. »Ich bin die Imperatorin!«

Flavius fühlte sich erschöpft. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er seine ältere Schwester geliebt. Nach diesem Putsch würde der Senat ihn vermutlich hinrichten lassen, aber er konnte das Leid der Bevölkerung nicht länger mit ansehen. Das hatte er schon zu lange getan.

»Sieh dich doch um, Lucilla!« Er wies mit einer ausholenden Geste zum Forum hin, das hinter dem dicken Mauerwerk lag. »Dein Volk verhungert!«

»Sollen sie hungern.«

Da war kein Mitleid in ihrer Stimme.

»Mit diesem Krieg presst du sie aus. Du hast schon deinen Ehemann an ihn verloren! Beende diesen Irrsinn!«

»Nein.«

Ihre Stimme war erstaunlich ruhig, als sie das sagte. Endgültig. Selbst in den Gesichtern der sonst so disziplinierten Soldaten konnte

er die Abscheu sehen, die sie ihrer Imperatorin gegenüber empfanden.

Er wollte sich abwenden von diesem grotesken Zerrbild, das einst seine Schwester gewesen war. Es hatte keinen Sinn, mit ihr zu diskutieren.

Flavius gab den Prätorianern einen knappen Wink. »Nehmt sie fest.«

»Wagt es nicht!«

Lucilla stach mit ihrem Dolch nach Honorius, der sich ihr von hinten genähert hatte. Er schlug ihn ihr aus der Hand, sodass die Waffe kreisend über die Fliesen rutschte. Sie wich zurück, die Finger in die Schulter ihrer Tochter gekrallt.

Der Soldat zögerte. Offenbar fürchtete er, sie könnte der Kleinen etwas antun.

»Aurelia.« Flavius trat einen Schritt vor und ging in die Hocke, um auf Augenhöhe mit dem verstörten Mädchen zu sein. Er streckte seine Hand aus. »Komm zu mir.«

Die Lippen seiner Schwester verzogen sich höhnisch. »Du glaubst, sie könnte sich gegen ihr Schicksal wehren? Du könntest sie zu etwas Besserem erziehen? Du?«

»Alles ist besser, als sie bei dir zu lassen«, entgegnete er resigniert.

»Du hast keine Ahnung, Flavius, überhaupt keine!«

Aurelia wich mit ängstlichen Augen zurück und drehte sich von ihm weg. Sie grub die Hände in die Tunika ihrer Mutter, doch Lucilla zischte erbost und stieß die Kleine grob von sich. Das Mädchen prallte hart auf die kalten Fliesen, und hinter Flavius stieß einer der Prätorianer einen erstickten Laut aus. Ihn hingegen überraschte es nicht. Seine Schwester hatte ihrer Tochter noch nie viel Liebe entgegengebracht.

»Mach dir nichts vor«, wütete Lucilla. »Sie wird werden wie ich. Wie wir alle!«

Aurelia setzte sich wieder auf und sah mit ernstem Gesicht zu ihrer Mutter hoch.

»Nein«, sagte sie leise.

Aber Lucilla achtete gar nicht auf sie und fuhr fort: »Sie wird auch nur eine weitere ihrer Sklavinnen sein! Du wirst es erleben!« Er konnte sie nur stumm ansehen, während sie hysterisch lachte. »Du hast es nie infrage gestellt, oder? Weshalb unsere Familie so ist, wie sie ist. In den letzten Generationen wurden wir immer wieder zurückgehalten, aber jetzt? Es wird schlimmer werden, kleiner Bruder. Meine Tochter wird schlimmer sein. Vielleicht ist sie die nächste …«

Lucilla stockte und hustete. Blut rann aus ihrem Mundwinkel, und sie blickte langsam an sich hinab, während sich auf der Vorderseite ihrer Tunika ein roter Fleck bildete. Ihre Knie knickten ein, und sie fiel auf die Marmorfliesen.

»Wie …?«

Über ihr stand Aurelia, die den blutverschmierten Dolch noch in den Händen hielt.

»Nein«, wiederholte die Kleine bestimmt.

»Du …«, röchelte Lucilla.

Dann wurde ihr Blick leer. Aurelia sah ihre tote Mutter unbewegt an.

»Lia«, wisperte Flavius. »Was hast du getan?«

Zu spät. Er hatte zu spät gehandelt. Vielleicht hatte Lucilla recht. Vielleicht gab es tatsächlich nichts mehr, was er tun konnte, und seine Nichte war bereits verloren.

Teil I

Die Feiertage

Endlich ist es wieder so weit. In wenigen Wochen steht die Weihe bevor, und wieder einmal ist diese Zeit geprägt von Frohsinn und Musik. Die Bürger Roms strömen auf die Straßen, um die Festtage zu genießen und um auf die Zwillinge anzustoßen, die schon bald den Lorbeerkranz tragen werden. Sie drängen zu den Gladiatorenkämpfen und den Wagenrennen, die der Senat ihnen zu Ehren ausrichten lässt. Brot wird an die Ärmsten verteilt und Decken gegen die raue Kälte. Nachdem die gute Lucilla, ihre Mutter, vor so langer Zeit tragisch ums Leben kam, jährt sich der Geburtstag der Zwillinge nun bald zum neunzehnten Mal. Dies wird ein guter Tag sein für Rom, denn es wird endlich wieder vom wahren Blut regiert. Nun beginnen die höchsten aller Feiertage, an denen die zukünftigen Imperatoren ihre Güte beweisen und die Götter mit Opfern zufrieden stimmen. Darum besucht auch ihr die Tempel, gute Leute, und betet zur ewigen Flamme und der edlen Chione, auf dass sie sich uns allen gewogen zeigen möge.

Schrift eines treuen Gläubigen der Chione

Die Farbe von Rom

Es schneite.

Aurelia stand auf dem Balkon und sah auf das Forum hinab, das bereits von einer dünnen Schneeschicht bedeckt war. Hinter dem Haus der Vestalinnen und dem Dioskurentempel konnte sie den zentralen Platz sehen, auf dem sich bereits die ersten Würdenträger versammelten. Schon bald würden sie zum Palast strömen, und es würde ihre Pflicht sein, sie zu empfangen.

Sie seufzte. Auf diesen ganzen verlogenen Haufen von Schmeichlern konnte sie verzichten. Diese sogenannte Nobilität war nur darauf aus, sich ihr an diesem Abend besonders vorteilhaft zu präsentieren. Sie würden Aurelia ihre unverbrüchliche Treue versichern und nicht mit Komplimenten und Gold geizen, um sie sich gewogen zu machen. Vielleicht würde man ihr auch weitere heiratswillige junge Männer vorstellen, die süße Worte in ihr Ohr säuselten. Aber hinter ihrem Rücken würden sie andere Namen flüstern. Sippenmörderin. Wahnsinnige.

Sie wünschte, diese Feiertage würden nie beginnen. Nur leider konnte sie nicht ewig im Status einer unmündigen Erbin verbleiben. Mit ihrem Geburtstag rückte auch die Weihe immer näher und mit ihr der Tag, an dem ihr Zwillingsbruder und sie die Herrschaft über Rom antreten würden.

Sie fröstelte, als ein eisiger Luftzug mit ihren losen Haarsträhnen spielte. Es war nicht so, dass ihr das Herrschen zuwider wäre,

schließlich war sie von Kindesbeinen an darauf vorbereitet worden. Nein, sie fürchtete sich nicht vor den Pflichten oder der Verantwortung.

Noch einmal schaute sie auf den Brief in ihren zitternden Fingern herab. An den Rändern war er bereits eingerissen, so oft hatte sie ihn in den letzten Wochen schon auseinandergefaltet, um ihn wieder und wieder zu lesen. Er war wie ein düsteres Omen, das ihr das Schicksal viel zu spät in die Hände gespielt hatte.

Ihre Augen folgten den inzwischen so vertrauten Zeilen.

Meine liebste Lucilla,
ich schreibe Dir, weil ich nicht länger zusehen und schweigen will …

»Herrin.«

Aurelia verbarg den Brief hastig in den Falten ihrer Tunika, ehe sie sich zu ihrer derzeitigen Leibsklavin umdrehte. Seitdem der Senat angeordnet hatte, dass ihre Sklavinnen alle paar Wochen ausgewechselt werden sollten, machte Aurelia sich nicht länger die Mühe, sich ihre Namen zu merken. Die offizielle Begründung für dieses Vorgehen lautete, dass es tragisch wäre, wenn die zukünftige Imperatorin Zuneigung zu einer Person entwickeln würde, die diese persönliche Nähe missbrauchen könnte. Aurelia vermutete eher, dass der Senat es keinem Sklaven zumuten wollte, über längere Zeit an die blutbefleckte Erbin gebunden zu sein.

»Ihr solltet nicht hier draußen in der Kälte stehen«, flüsterte die Sklavin, die den Blick fest auf ihre Füße gerichtet hielt. »Und wenn ich Euch erinnern darf«, ihre Stimme zitterte leicht, »Ihr müsst Euch noch fertig machen, wenn Ihr nicht zu spät kommen wollt.«

»Es wäre doch verlockend, sie warten zu lassen«, sinnierte Aurelia. »Findest du nicht auch?«

»H-herrin?«, stotterte die Sklavin.

Aurelia schüttelte den Kopf. Wie konnte sie auf eine vernünftige

Erwiderung hoffen, wenn diese Frau sich nicht einmal traute, sie anzusehen? »Vergiss es.«

Ein letztes Mal ließ sie den Blick über das verschneite Rom schweifen. Sie bildete sich ein, von ihrem Aussichtspunkt aus sogar den großen Tempel sehen zu können, das Wahrzeichen dieser verfluchten Stadt, die in ewigen Winter gehüllt war.

Es war sehr selten, dass die Straßen von der Sonne gewärmt wurden und der Schnee für wenige Stunden schmolz. Rom wurde dann bunter. Die roten Dachziegel breiteten sich unter ihrem Balkon aus, nur unterbrochen von den prunkvollen Bronzedächern der Tempel und den goldenen Statuen. Zwischen den Marmorsäulen auf dem Forum blühte der Feigenbaum in der schwarzen Erde dann umso schöner. Er trug das ganze Jahr über Früchte, dank der Wärme, die ihm die Ableger der ewigen Flamme spendeten, doch nie war er so herrlich anzusehen wie in diesen kostbaren, allzu kurzen Momenten. Denn schon bald kehrte der Schnee zurück, beraubte Rom seiner wahren Farben und hüllte es wieder in blendendes Weiß.

Aurelia wandte sich ab und kehrte in ihr Schlafgemach zurück, das absurd riesig war, dafür, dass sich darin nur ein Bett, ein Schreibtisch, eine Truhe und ein Spiegel befanden. Sie tastete noch einmal unauffällig nach dem Brief, der unter ihren Fingern knisterte. Vor der Sklavin wagte sie es nicht, ihn offen zu zeigen. Es war davon auszugehen, dass diese für die Senatoren spionierte. Sie lächelte bitter. Sie konnte niemandem in diesem Palast trauen.

»Lia! Bist du endlich fertig?«, ertönte eine Stimme, gefolgt von einem kräftigen Hämmern an der Tür.

»Cassia, du ruinierst dir noch deine hübschen Händchen. Und darf ich anmerken, dass es noch immer meine Aufgabe ist, unerwünschte Gäste anzukündigen?«

»Unerwünscht? Du wirst mit jedem Tag unverschämter, Legionär!«

Nun ja, sie konnte fast niemandem trauen.

Noch ehe sie den Störenfried hereinbitten konnte, schwang die

Tür auf, und Cassia kam ins Zimmer gerauscht. Hinter ihr steckte Rufus den Kopf hindurch, der eine leidende Miene aufsetzte.

»Verzeih, Aurelia, aber du kennst deine Cousine. Von einem einfachen Prätorianer lässt sie sich nicht aufhalten.«

»Ich weiß.«

Cassia stöhnte und warf die Tür zu. Rufus gelang es gerade noch, rechtzeitig den Kopf zurückzuziehen.

»Für einen Soldaten redet er entschieden zu viel«, urteilte sie. »Also wirklich, weder frisiert noch angemessen eingekleidet. Willst du etwa in diesem Fetzen in der Domus Flavia aufwarten? Und überhaupt …« Sie kniff die Augen zusammen. »Ist das Schnee in deinen Haaren?«

»Vermutlich.«

Cassia war neben Rufus eine der wenigen, die es ertrugen, Aurelia um sich zu haben. Ihre Cousine war mit ihrem satten Teint und den ebenmäßigen Zügen eine klassische Schönheit. Ihr zartes Gesicht wurde von rabenschwarzen Locken eingerahmt, die sie für den heutigen Anlass zu einer aufwendigen Flechtfrisur hochgesteckt hatte. Ihre großen dunklen Augen waren mit Kajal geschminkt. Eine Mode der Ägypter, die Cassia begeistert übernommen hatte und die ihr etwas Geheimnisvolles verlieh. Abgerundet wurde all dies durch eine helle, mit Goldfaden bestickte Tunika und eine *palla* in der Farbe von frischen Feigen. Der auffällige Schal lag elegant um ihre Schultern und Arme drapiert. Sie hätte man tatsächlich für eine Erbin des Imperiums halten können.

Aurelia stellte sich vor den Spiegel, und sogleich machte sich die Sklavin daran, ihr die Haare auszubürsten.

»Was wirst du anziehen?«

»Liegt auf dem Bett.«

Cassia besah sich die ausgebreitete Tunika. »Oha, dekadent. So ganz in Purpur. Steht dir noch gar nicht zu, oder?«

Aurelia lächelte. »Eben deshalb habe ich sie ausgewählt. Diese Gäste sollen wissen, mit wem sie es zu tun haben.«

Ihre Cousine kicherte. »Willst du gleich mit den Gerüchten über die größenwahnsinnige Nachfolgerin aufräumen?«

»Ich werde ihre schlimmsten Albträume wahr machen.«

Cassia klatschte vergnügt in die Hände. »Dann verspricht es ja doch noch, ein lustiger Abend zu werden. Weißt du, wer alles kommt?«

»Ehrlich? Es interessiert mich wenig. Sie strömen aus allen Teilen des Reichs herbei. Wie üblich, wenn die zeremoniellen Wochen beginnen. Ich bezweifle, dass ich mir viele ihrer Gesichter merken werde, ehe sie wieder in die Provinzen verschwinden.«

Die Sklavin bat sie, still zu halten, und begann, sie zu schminken. Aurelia schielte an ihr vorbei und betrachtete ihr Spiegelbild. Sie ertappte sich immer wieder dabei, wie sie ihre Mutter in ihrem eigenen Gesicht suchte. Zwar hatte sie das hellblonde Haar ihres Vaters geerbt, doch dafür ähnelte sie ihr in anderen Punkten umso mehr. Sie hatten dieselben hohen Wangenknochen, denselben Schwung des Kiefers und dieselben stahlgrauen Augen.

Es waren die typischen Augen der weiblichen Linie, die stets an die Töchter weitervererbt wurden. In der Bevölkerung hatten sie viele Namen: wandelbare Augen, mystische Augen, die gesegneten Augen der Göttin … oder auch die der wahnsinnigen Imperatorinnen.

Eine Gänsehaut breitete sich auf Aurelias Armen aus. Sie würde schon sehr bald selbst zur Imperatorin ernannt werden und musste an die Marmorbüsten draußen auf den Gängen denken. Die Bildnisse ihrer Vorfahrinnen, von denen nahezu jede entweder Rom mit Krieg überzogen oder sich selbst das Leben genommen hatte.

Aurelia hatte die Worte ihrer Mutter an jenem Tag nie vergessen. *Sie wird werden wie ich*. Sie klangen zu sehr nach einer Prophezeiung, um sie zu ignorieren.

»Wird Cornelius auch kommen?«, riss Cassia sie aus ihren finsteren Gedanken.

In ihrem Magen bildete sich ein unbehaglicher Klumpen, wie im-

mer, wenn sie an ihren Zwillingsbruder dachte. Doch wie üblich ließ sie es sich nicht anmerken.

»Ja, schließlich muss auch er sich der Weihe stellen. Er kann sich daher genauso wenig vor diesen lästigen Veranstaltungen drücken wie ich.«

Die Weihe. Das Ereignis, vor dem sie sich eigentlich fürchtete. Schon seit Monaten wälzte sie die Chroniken und hatte feststellen müssen, dass die weiblichen Mitglieder ihrer Familie nach der Weihe ihren gesunden Menschenverstand zu verlieren schienen. Ihnen allen war die Macht zu Kopf gestiegen oder hatte sie unter sich begraben. Die Befürchtung, dass es bei ihr ebenso sein würde, machte Aurelia bei der Bevölkerung nicht beliebter.

Vielleicht sollte sie gleich nach ihrer Weihe verkünden, dass sie die Regierungsgeschäfte mit Cornelius teilen würde und er nicht bloß ein weiterer besserer Gelehrter mit Lorbeerkranz sein würde. Der Senat würde ein solches Dekret bestimmt begrüßen. Ob ihr Bruder es tat, bezweifelte sie dagegen.

Was hatte ihre Mutter nach ihrer Weihe getan? Wenn sie sich recht erinnerte, hatte sie nicht einmal zwei Jahre gebraucht, um einen Krieg gegen die Nubier anzuzetteln, während ihr dekadenter Zwillingsbruder Commodus sich mit Frauen und Gladiatorenkämpfen vergnügte. Glücklicherweise kam Cassia als seine einzige Tochter nicht nach ihm.

Als die Sklavin fertig war, schickte Aurelia die beiden Frauen mit einem ungeduldigen Wink hinaus, um sich umzukleiden.

»Beeil dich«, war Cassias einziger Kommentar dazu.

Ihre Cousine hielt es für eine exzentrische Eigenart, dass sie sich nur ihren Liebhabern unbekleidet zeigte, und Aurelia ließ sie in dem Glauben.

Als die Tür sich geschlossen hatte, streifte sie die schlichte Tunika ab und ließ sie achtlos neben sich fallen. Ihre Finger strichen über die Narben an ihrem Bauch und ihrem Oberschenkel, die sich auch nach all den Jahren noch wulstig von ihrer blassen Haut abhoben. Sie

fuhr die Worte nach, die sie formten. *Chiones Sklavin. Kriegstreiberin. Wölfin.* Wenn sie sich umdrehte, war auf ihrem Rücken *Eisanbeterin* zu lesen. Diese Narben waren ein Geschenk ihrer Mutter.

Sie hatte sie nie jemandem gezeigt, und ihre Mutter hatte den Medicus umbringen lassen, der sie behandelt hatte. Nicht einmal ihre Liebhaber ließ sie die Narben sehen. Aurelia sorgte stets dafür, dass sie entweder zu betrunken waren oder sich zu sehr fürchteten, um sie im Schutz der Nacht zu fragen, worüber ihre Finger da glitten. Sie wollte sich diese Blöße nicht geben, wollte ihr falsches Mitleid nicht sehen.

Aurelia streifte die purpurne Tunika über und achtete dabei darauf, ihre Frisur nicht zu ruinieren. Anschließend legte sie zwei Gürtel aus schweren Goldmedaillons um. Einen direkt unterhalb der Brüste, den anderen schlang sie sich um die Taille. Die Sklavin hatte ihr eine elfenbeinfarbene *palla* dazu rausgesucht sowie passende Sandalen. Noch einmal betrachtete sie sich im Spiegel und griff unwillkürlich nach der *bulla* um ihren Hals. Sie strich mit dem Daumen über das Medaillon und fühlte sich gleich besser.

Sie bückte sich, klaubte den Brief aus der zerknäulten Tunika am Boden und versteckte ihn unter ihrer Matratze, ehe sie ihrer Cousine folgte.

Vor der Tür hielt neben Rufus, der ihr aufmunternd zuzwinkerte, ein weiterer Prätorianer Wache. Sie folgten den beiden Frauen schweigend, als sich diese auf den Weg machten.

Aurelia hasste es, dass sich stets Leibwächter an ihre Fersen hefteten, sobald sie ihr Schlafzimmer verließ, aber die wiederholten Attentatsversuche machten es leider nötig. Sie vertraute Rufus, doch immer, wenn sie die Kluft eines Prätorianers sah, musste sie daran denken, wie bereitwillig sich diese Männer gegen ihre Imperatorin wenden konnten. Zwar hatte sie sich selbst vor ihrer Mutter gefürchtet, dennoch verzieh sie den Verrat an ihr nicht. Hätten Flavius und seine Getreuen sich nicht eingemischt, wer wusste schon, wie sich

dann alles entwickelt hätte. Vielleicht wäre sie dann nie zur Mörderin geworden.

Die Cousinen gingen ins untere Stockwerk und durchquerten das Atrium. Cassia zog sich zum Schutz vor den dicken Schneeflocken den Schal über den Kopf, während sie zur Domus Flavia hinübergingen, wo die zukünftigen Imperatoren ihre Gäste zu offiziellen Anlässen empfingen.

Über eine Treppe kamen sie zu der langen Terrasse vor dem prächtigen Palast, wo die ersten Adeligen sie bereits misstrauisch beäugten.

»Mein guter Ruf scheint auf dich abzufärben«, bemerkte Aurelia leise, doch Cassia zuckte nur unbekümmert die Achseln.

»Lass sie denken, was sie wollen.«

»Es könnte dir die Chance auf eine gute Partie vermasseln«, wandte Aurelia ein.

»An diesem Hof einen freundlichen, aber schwächlichen Mann zu heiraten, kommt einem sozialen Todesurteil gleich, Lia. Ich bleibe an deiner Seite. Immer.«

Aurelia lächelte. Vermutlich konnte Cassia nicht einmal erahnen, wie viel ihr diese Worte bedeuteten.

Vor dem großen Audienzsaal, der Aula Regia, wartete Cornelius bereits auf sie, ebenfalls flankiert von zwei Prätorianern.

Sie und ihr Zwillingsbruder sahen einander frappierend ähnlich. Wären ihre unterschiedlichen Augenfarben nicht gewesen, hätten sie als kleine Kinder leicht die Rollen tauschen können. Seine waren von einem warmen Braun, so viel freundlicher als ihre eigenen. Aurelia hatte ihn oft darum beneidet, dass er die Augen ihres Vaters geerbt hatte. Um seinen Hals hing das Gegenstück zu ihrer *bulla*. Sie wusste, dass sich in seiner die Daunenfeder eines Adlerkükens befand und keine Münze wie in ihrer. Ihr Vater hatte ihnen damals erklärt, wozu diese Medaillons gut waren.

»Das ist ein Talisman«, hatte er ihnen verraten, als er sie nacheinander öffnete, um ihnen den Inhalt zu zeigen. »In jedem befindet

sich eine Strähne meines und des Haars eurer Mutter. Die Feder soll dir die Schnelligkeit und den Weitblick eines Adlers verleihen, Cornelius, und diese Münze, Aurelia, zeigt deine Vorfahrin Juliana. Sie war eine große Herrscherin, so wie du es eines Tages sein wirst.«

Sie hakte sich bei Cornelius ein, der sich unter ihrer Berührung versteifte.

»Bist du bereit, geliebter Bruder?«, fragte sie gespielt fröhlich.

»Ja.« Er musterte ihre Aufmachung skeptisch. »Wie viele Schnecken dafür wohl sterben mussten?«

»Nicht genug, um mich für diesen Abend bei Laune zu halten.«

Aurelia hatte sich angewöhnt, meist zynisch das zu erwidern, was die Leute sich als schlimmstmögliche Antwort von ihr zusammenreimen könnten. Sie und Cassia machten sich oft einen Spaß daraus, aber Cornelius verzog nur missbilligend den Mund. Es machte ihr einmal mehr klar, wie sehr sie sich auseinandergelebt hatten. Und wie jedes Mal versetzte es ihr einen Stich.

Als Kinder hatten sie am Esstisch nur durch Gesten geheime Nachrichten ausgetauscht und waren unzertrennlich gewesen, wenn ihre Mutter Aurelia nicht gerade in Beschlag genommen hatte. Aber das war vorher gewesen. Vor ihrem Tod. Danach hatte man die Zwillinge voneinander getrennt. Sie war im Tiberiuspalast geblieben, während man Cornelius in den Augustuspalast gebracht hatte. Vermutlich um ihn vor ihrem schlechten Einfluss zu schützen.

Aurelia schüttelte den Kopf und setzte ihre übliche gelangweilte Miene auf. Mit einem trägen Wink wies sie die Prätorianer an, die Flügeltüren zu öffnen. Es wurde Zeit, sich ihren Gästen zu stellen.

Lucius

Er hasste diese Stadt.

Es schneite ununterbrochen, seitdem er vor vier Tagen in Rom eingetroffen war, dabei war es bereits Mai. Und da er zu einem offizi-

ellen Empfang unterwegs war, hatte er sich nicht einmal einen Wolfspelz um die Schultern legen dürfen. Es wäre nicht angemessen, so warm gekleidet im Palast zu erscheinen.

»… ist es so wichtig, dass ihr einen guten ersten Eindruck hinterlasst. Lucius? Lucius! Hörst du mir zu?«

Er unterdrückte ein Seufzen.

»Ja«, gab er unwirsch zurück.

»Sehr schön«, nahm Febronia den Faden wieder auf. »Interessant ist auch zu wissen, dass Aurelia den Gerüchten nach noch nie eine Senatssitzung versäumt hat. Damit unterscheidet sie sich von vielen ihrer Vorgängerinnen …«

Lucius konzentrierte sich wieder auf die Stufen, die sie gerade erklommen, und blendete den erneuten Wortschwall aus, den seine Tante auf ihn niedergehen ließ. Es nervte ihn, dass Febronia, seitdem sie das Stadthaus verlassen hatten, ununterbrochen auf ihn und seine Schwestern einredete. Als wäre er nicht seit Jahren hierauf vorbereitet worden. Er wollte nichts mehr über die zukünftige Imperatorin hören. Vor allem, da ihm nichts von dem gefiel, was er erfuhr. Ihm wäre es lieber, wenn Aurelia sich nicht für die Regierungsgeschäfte interessierte.

Aurelia. Er musste sich davon abhalten, eine Grimasse zu ziehen. Vermutlich gefiel es ihr, dass die Nobilität von überallher angereist kam, um ihrer Weihe beizuwohnen. Mit dem heutigen Abend würde sie die Festtage einläuten, die diesem Ereignis vorausgingen, und er war gezwungen, dabei zu lächeln und zu nicken, als würde er sich darüber freuen, dass schon bald eine weitere Imperatorin für Chaos im Reich sorgen würde.

»Lucius!«

Er unterdrückte ein Augenrollen und drehte sich zu Febronia um. »Ja?«

Seine Tante war stehen geblieben. Sie sah aus, als würde sie tatsächlich in diese unsägliche Stadt gehören. Anders als er und seine Schwestern schlotterte sie nicht am ganzen Körper und schien die ei-

sigen Flöckchen, die ihr ins Gesicht wehten, gar nicht zu bemerken. Sie war schon in jungen Jahren mit einem Römer verheiratet worden. Vermutlich kannte sie es gar nicht mehr anders und hatte vergessen, wie die Welt außerhalb von Rom aussah. Bunter. Lebendiger. Wärmer.

»Du musst mir zuhören«, sagte sie eindringlich. »Es ist wichtig.«

»Ich höre zu. Schon die ganze Zeit. Ich weiß, was ich zu tun habe.« Er lächelte unzweideutig. »Und was Frauen wollen.«

Febronia schüttelte den Kopf. Sie sah so merkwürdig aus mit diesem Schal, den sie sich über die dunklen Haare gezogen hatte, in die sich bereits die ersten grauen Strähnen mischten.

»Du unterschätzt sie«, ermahnte sie ihn. »Aurelia ist politisch versiert, und sie wird nicht auf ein hübsches Gesicht hereinfallen. Sie weiß sehr genau, wer dein Vater ist, und ich bezweifle, dass sie ihm ebenso wohlgesonnen ist wie die meisten Senatoren. Du musst dir bewusst werden, dass …«

»Lass ihn, Febronia«, mischte sich nun seine ältere Schwester Beruta ein und legte ihrer Tante beschwichtigend eine Hand auf den Arm. »Er weiß, was auf dem Spiel steht.«

Febronia seufzte. »Ich hoffe es.«

Lucius wusste, dass seine Tante recht hatte. Es war wichtig, dass er zuhörte und lernte. Offiziell begleiteten seine Schwestern und er Febronia nur, um seinen Vater zu vertreten, der als Statthalter der Provinz Africa nicht hatte kommen können. Inoffiziell war alles sehr viel komplizierter.

Febronia ließ sich zu seinen anderen beiden Schwestern zurückfallen, um offenbar nun ihnen einen Vortrag darüber zu halten, wie sie sich zu benehmen hatten.

»Meine Güte«, ächzte Beruta und zog frierend ihren Schal enger um sich. »Muss es in dieser Stadt eigentlich immer schneien?«

»Scheint so«, brummte er. »Sie beten eine Schneegöttin an, was erwartest du?«

»Vielleicht ein wenig mehr Feuer hier und da?«, schlug sie vor und rieb sich die Arme.

Es war ungewohnt, Beruta so sittsam in eine Tunika gekleidet zu sehen, mit einem Schal über den unbändigen Locken.

»Nimm es ihr nicht übel«, flüsterte Beruta ihm zu. »Sie macht sich bloß Sorgen. Keiner von uns kann Aurelia einschätzen, und es würde nur wenige wundern, wenn sie gleich nach ihrer Weihe die Legionen entsendete, um Karthago anzugreifen.«

»Es würde an ein Wunder grenzen, wenn sie es nicht täte«, stimmte er ihr zu. »Durch Vater entwickelt sich Karthago allmählich wieder zu einem wichtigen Umschlagplatz für den Handel. Selbst eine vernünftige Imperatorin käme angesichts der langen Feindschaft zwischen unseren Städten in Versuchung.«

»Und deswegen musst du wichtig für sie werden.« Seine Schwester warf ihm einen schnellen Seitenblick zu. Langsam fragte er sich, ob sie sich mit Febronia abgesprochen hatte. »Wenn wir wollen, dass Karthago nicht ein zweites Mal dem Erdboden gleichgemacht wird, musst *du* Aurelia davon überzeugen, dass Vater keine Bedrohung für sie darstellt.«

»Durch eine Heirat, ich weiß!«, fuhr Lucius sie an. »Ich weiß es, Beruta. Hört auf, mich ständig daran zu erinnern. Ich könnte das nicht vergessen, selbst wenn ich es wollte.«

Ein betretenes Schweigen senkte sich über sie. Beruta biss sich auf die Unterlippe, und kurz hatte er ein schlechtes Gewissen. Er hatte sie nicht so anfahren wollen. Doch es war sein Leben, das er ruinieren musste, um ihren Vater zufriedenzustellen.

»Ich bin ihr einmal begegnet«, sagte Beruta unvermittelt. »Lucilla, meine ich. Während ich mit Vater in Rom lebte.«

Er nickte. Als ihr Vater noch Mitglied des Senats war, hatte er seine Frau und seine Kinder oft in Karthago zurückgelassen, um seinen Pflichten in Rom nachzukommen. Einmal hatte er Beruta und ihren älteren Bruder dorthin mitgenommen.

»Sie war furchterregend, Lucius«, flüsterte Beruta. »An jenem

Abend suchte sie unser Haus mit ihren Prätorianern auf, und es kam zu einem heftigen Streit mit Vater. Sie schrie, dass sie ihn und seine gesamte Familie in einem Brunnen ertränken lassen würde, wenn er ihr nicht gehorchte und die Legion aus Karthago für ihren Krieg verfügbar machte. Einer der Prätorianer packte mich auf ihren Befehl hin. Und sie sagte … sie würde mich mitnehmen. Und dass ich die Erste sein würde, wenn er sich noch länger gegen sie auflehnte.«

»Das hast du mir nie erzählt.«

»Wozu auch? Du weißt, wie es endete. Vater unterstützte Flavius bei seinem Putsch, und als Lucilla tot war, befreite der mich aus dem Kerker, und ich konnte mit Vater nach Karthago zurückkehren.« Sie sah ihn ernst an. »Ich erzähle dir das nur, damit du es endlich begreifst. Diese Familie würde vor nichts zurückschrecken, um ihre Macht auszuweiten.«

Er griff nach ihrer Hand und drückte sie kurz, ehe er sie rasch wieder losließ. Es war in Rom verpönt, eine Frau in der Öffentlichkeit zu berühren.

»Ich werde euch nicht enttäuschen. Ich verspreche es.«

Beruta lächelte ihm liebevoll zu. »Das weiß ich doch.«

Sie erreichten endlich die Terrasse vor der Domus Flavia, die herrschaftlich über ihnen aufragte. Die mächtigen Portale waren weit geöffnet und hießen Adelige wie Schneeflocken willkommen. Sie schritten an den acht Prätorianern vorbei, die den Eingang mit grimmigen Mienen bewachten.

In der großen Aula Regia waren an den Seitenwänden Kohlebecken aufgestellt, und Beruta steuerte direkt auf eines zu. Er folgte ihr und blickte sich neugierig um. Überall standen fein herausgeputzte Leute herum, doch sie waren nichts, verglichen mit der Pracht des riesigen Saals. Der Boden bestand aus blank polierten Marmorplatten, die immer wieder von aufwendigen Mosaiken unterbrochen wurden. Auch die Wände waren zwischen den Säulen mit Bemalungen dekoriert, die bergige Winterlandschaften zeigten. Fast kam es einem so vor, als wäre man noch immer unter freiem Himmel. Skla-

ven bewegten sich durch die Menge, reichten raffinierte Häppchen und schenkten Wein ein. Neben der Eingangstür ragten zwei Kolossalstatuen über den Versammelten auf, die finster auf sie herabstarrten. Die eine stellte die Gründerin des Kaisergeschlechts dar, Lucrezia, die andere ihren Zwillingsbruder Ascanius. Der Personenkult um diese Familie widerte ihn an.

Beruta erreichte das Kohlebecken und hielt die Hände darüber. »Verflucht. Ich werde mich nie an diese Kälte gewöhnen. Ich hoffe sehr, dass Vaters Hoffnungen sich zerschlagen und ich hier keinen Ehemann finde.«

»Schade. Gemeinsam friert es sich leichter.« Lucius sah, wie sie sich auf die Unterlippe biss, und fügte eilig hinzu: »Schon gut. Ich kann es dir nicht verdenken. Ich wünsche mir nicht, dass du das Schicksal unserer Tante teilst. Du gehörst auf ein Schiff mit der Sonne im Gesicht.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich glaube ohnehin nicht, dass ein kultivierter Römer dich nehmen würde. Du bist zu ungestüm, zu ungebildet …«

»Vorsicht.«

Beruta knuffte ihn in die Seite, doch er grinste bloß.

Ihr Blick wanderte über seine Schulter. »Das ist sie also. Annia Ignatia Aurelia«, murmelte sie und schüttelte den Kopf. »Sie sieht aus wie ihre Mutter.«

Lucius drehte sich um, und da war sie. Dem Eingang gegenüber saßen die beiden zukünftigen Herrscher Roms in der Apsis und beobachteten das Treiben vor ihnen. Aurelia thronte auf einem kurulischen Stuhl direkt neben ihrem Zwillingsbruder, mit dem sie sich leise unterhielt. Äußerlich ähnelten sie sich auf erstaunliche Weise, und doch hätten sie sich nicht mehr voneinander unterscheiden können. Cornelius war sichtlich nervös, so wie er auf seinem Stuhl herumrutschte. Seine Schwester hingegen machte den Eindruck eines gelangweilten Raubtiers.

Lucius musste sich eingestehen, dass sie schön war. Das blonde Haar trug sie elegant geflochten und hochgesteckt, sodass bloß zwei

lose Strähnen ihr Gesicht einrahmten. Sie wirkte so unberührbar und bleich wie die Statuen in diesem Saal. Und ihre Kleidung war ein Affront gegen alle Anwesenden. Sich in die Farben der Imperatoren zu kleiden, noch ehe sie geweiht worden war … Wenn er einen weiteren Beweis neben den zahllosen Gerüchten gebraucht hatte, dass sie gern mit den Konventionen brach, dann hatte er ihn jetzt.

»Es scheint, als hättest du bereits einige Konkurrenz«, bemerkte Beruta.

Sie rümpfte die Nase, während sie die Freier musterte, die sich in Aurelias Nähe aufhielten und sie förmlich mit Blicken auszogen. Sie schienen jedes der Gerüchte vergessen zu haben, welches sie über die Erbin gehört hatten. Oder vielleicht war es ihnen auch egal. Wie konnten sie so tun, als wäre diese junge Frau keine Sippenmörderin? So begierig darauf, zu herrschen, dass sie schon als kleines Mädchen ihre Mutter hinterrücks erstochen hatte.

Allein in den vergangenen vier Tagen hatte Lucius auf den Straßen von Rom mehr beunruhigende Geschichten über sie aufgeschnappt, als er zählen konnte. Dass nachts Schreie aus ihrem Schlafzimmer hallten, weil sie dort gern ihre Sklaven quälte. Dass sie beiderlei Geschlecht zugetan war und sich sowohl Senatorensöhne als auch Huren in ihren Palast bringen ließ. Dass sie jeden, der sich kritisch ihr gegenüber äußerte, grausam hinrichten ließ, sodass selbst während der Senatssitzungen niemand mehr wagte, ihr zu widersprechen. Auch hieß es, dass sie die blutigen Spiele im Kolosseum liebte.

Lucius verzog abfällig die Lippen. Ihre Schönheit kam ihm wie eine Verschwendung vor. Aber was hatte er erwartet? Dass ihr Äußeres ihr Inneres spiegeln würde?

»Willst du nicht zu ihr gehen?«, fragte Beruta vorsichtig.

»Nein«, erwiderte er brüsk. »Ich will mir erst einen Eindruck verschaffen.«

»Glaubst du, sie zu beobachten, macht es leichter?«

Lucius warf ihr einen vernichtenden Blick zu. »Vielleicht nicht. Was würdest du denn tun? Dich gleich auf ihren Schoß setzen?«

»Sarkasmus steht dir nicht.« Sie winkte ihn mit sich. »Komm. Ich habe Hunger.«

Sie bedienten sich bei einem der Sklaven, der kleine Teigschiffchen verteilte, die mit geräuchertem Lachs gefüllt waren. Er stopfte sich eines der Häppchen in den Mund und spülte es mit einem Schluck Wein hinunter.

»Mehr bekommt man hier nicht?«

Beruta schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, nein. Das hier ist kein Bankett, sondern nur ein Empfang, der jedem die Gelegenheit geben soll, unsere zukünftigen Imperatoren gebührend zu bewundern.« Sie kicherte, als sie seine Miene sah. »Ein Scherz. Diese Eröffnung der Feiertage geht auf eine alte Tradition zurück. Die Nobilität versammelt sich und überreicht den Erben Geschenke für eine erfolgreiche Zukunft. Früher mussten die Leute dafür draußen in der Kälte stehen und nacheinander eintreten, um die Gaben zu präsentieren. Irgendwann zeigte sich jemand gnädig und veränderte diese Tradition, sodass die Adeligen fortan hereinkommen durften und man ihnen dabei kleine Speisen reichte. Die Geschenke wurden seitdem nicht mehr direkt mitgebracht, weil man Diebstahl fürchtete, sondern über die Feiertage von jeder Familie an den Schatzmeister übergeben. Der hält alles fein säuberlich auf einer Liste fest, und nach der Weihe werden die Imperatoren die spendabelsten Untertanen zu einer privaten Audienz einladen, um sich dankbar zu zeigen.«

»Verstehe.«

Das war gelogen. Wenn es um Politik ging, hörte er meistens weg, weil sie ihn schlicht nicht interessierte. Er bevorzugte einen guten, ehrlichen Zweikampf.

»Oh, da tut sich was.«

Er sah noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie Aurelia sich unter die Gäste mischte. Die Menge teilte sich vor ihr und den beiden Prätorianern, die nur einen Schritt hinter ihr gingen, die Hände auf

den Griffen ihrer Waffen. Die junge Frau wechselte hin und wieder ein paar Worte mit einem der Anwesenden, und mehr als nur einer wand sich sichtlich, wenn sie ihn trügerisch freundlich anlächelte.

Es war friedlich im Reich gewesen, während der Senat in den vergangenen neun Jahren geherrscht hatte. Diese Zeit würde wohl bald vorbei sein.

Lucius konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Was dachte er sich nur? Wie sollte er sie einspinnen? In Karthago hatte er schon so manche Patrizierin verführt, doch für die war er der Sohn eines hohen Würdenträgers gewesen und nicht der eines ungehorsamen Senators. Würde eine Vermählung mit ihr sie überhaupt daran hindern, seine Heimat anzugreifen? Nein, es war einen Versuch wert, ganz gleich, wie gering die Aussicht auf Erfolg war. Dafür war er in dieses eisige Reich aufgebrochen, das er so sehr hasste. Schon seit seiner Kindheit hatte er gelernt, zu gefallen, zu überreden und zu verlocken. Sein älterer Bruder war der Erbe seines Vaters. Lucius und seine Schwestern dagegen waren entbehrlich. Nur weitere Soldaten in der karthagischen Armee. Und sein Schlachtfeld waren zerwühlte Laken, seine Waffen geraunte Schmeicheleien.

Lucius bemerkte, dass einer der Freier sich aus der Traube löste und sich dicht bei Aurelia hielt. Er stach besonders unter den jungen Männern hervor mit seinem schwarzen, glänzenden Haar und den scharf geschnittenen Zügen, die ihm das Aussehen eines Falken verliehen.

»Einer der Scipionen.« Febronia war plötzlich wieder neben ihnen aufgetaucht. »Er ist der Sohn von Adriana, einer der beiden Zensorinnen. Sie hat in seinem Namen schon öfter Spiele ausrichten lassen, was ihrer Familie viel Wohlwollen eingebracht hat. Demnach dürfte er einer deiner größten Rivalen sein. Behalte ihn also gut im Auge. Er wäre eine hervorragende Partie für Aurelia, denn im Gegensatz zu ihr besitzt er die Liebe des Volkes.«

»Und wie soll ich dagegen ankommen?«, fragte Lucius frustriert. »Ich bin in Rom etwa so bekannt wie eine streunende Katze.«

»Du, mein Lieber, könntest für das Volk der Hoffnungsschimmer sein, der die Imperatorin davon abhält, Rom erneut in einen Krieg zu stürzen«, erinnerte sie ihn. »Ihr Friedensstifter.«

»Wie pathetisch«, murmelte er so leise, dass seine Tante es nicht hören konnte.

Aurelia drehte den Kopf unvermittelt in seine Richtung und sah ihn direkt an. Lucius hielt den Blickkontakt. Einer ihrer Mundwinkel hob sich, und sie besah sich seine Begleiterinnen, ehe sie auf sie zukam.

»Herrin«, begrüßte seine Tante Aurelia und senkte respektvoll den Kopf.

»Febronia.« Ihre Stimme war angenehm und leicht rau wie eine Katzenzunge auf der nackten Haut. »Wie erfreulich, dass Ihr gekommen seid. Ich hatte meine Zweifel. Und wer sind Eure Begleiter? Sie kommen mir nicht bekannt vor.«

»Dies sind meine Nichten.« Febronia wies nacheinander auf sie. »Beruta, Drusilla und die kleine Junia.«

»Und Ihr seid?«, wandte Aurelia sich nun direkt an ihn.

Er verneigte sich vor ihr. »Mein Name ist Quintus Sergius Lucius, meine Herrin.«

»Sergius«, wiederholte sie bedächtig. »Dann seid Ihr … Quirinius' Sohn. Ihr seht ihm nicht ähnlich. Seid Ihr adoptiert?«

»Nein.«

Sie seufzte. »Nun, das ist bedauerlich. So muss ich davon ausgehen, dass Ihr ebenso aufmüpfig seid wie Euer Vater. Oder werdet Ihr mich eines Besseren belehren?«

Der Scipione hinter ihr lachte leise.

Lucius hatte nicht erwartet, dass die Rivalität zwischen Karthago und Rom so schnell zur Sprache kommen würde. Sein Vater entstammte einer karthagischen Familie, war aber als Mündel in Rom aufgewachsen und hatte dort die Laufbahn eines Senators eingeschlagen. Er war massiv von Aurelias Großvater protegiert worden und durch dessen Hilfe zum Prokonsul der Volksprovinz Africa ge-

wählt worden, deren Hauptstadt Karthago war. In dem Jahr, in dem Lucilla ihr Volk verhungern ließ, war sein Vater zum zweiten Mal gewählt worden. Er hatte den Putsch gegen sie unterstützt und Rom danach endgültig den Rücken gekehrt. Obwohl er die Provinz nach Ablauf des Jahres nicht mehr offiziell hätte verwalten dürfen, hatten die karthagischen Bürger den neu eingetroffenen Prokonsul verscheucht und gefordert, dass Quirinius in seinem Amt verbleiben solle. Es hatte dem Senat gar nicht geschmeckt, doch da sein Vater weiterhin die Abgaben an Rom zahlte, sahen die Senatoren vorerst darüber hinweg. Nach zwei Jahren waren sie sogar so weit gegangen, Africa zu einer Kaiserprovinz zu ernennen und ihn als deren Legat einzusetzen, um seine fortdauernde Anwesenheit zu legitimieren. So hatte der Senat sein Gesicht gewahrt, und doch bestanden noch immer Feindseligkeiten zwischen Karthago und Rom. Sie waren über die Jahre hinweg eingeschlafen, aber das bedeutete nicht, dass sie vergessen waren. Glücklicherweise waren Aurelia die Hände gebunden gewesen, solange sie nicht geweiht war.

»Es heißt, die Karthager nennen Euren Vater bereits den Sufeten«, fuhr Aurelia fort. »Was soll ich davon halten?«

Bevor seine Stadt von Rom erobert worden war, war sie von zwei Sufeten geführt worden.

»Das sind bloß Gerüchte«, beschwichtigte Lucius sie. »Mein Vater steht fest hinter Rom … und hinter Eurer Herrschaft.«

»Ist das so? Und weshalb ist er dann nicht hier? In Rom? Und dient mir als Senator, wie er es tun sollte? Wieso räumt er dann nicht seine Position in Africa, damit es endlich wieder zu der Volksprovinz werden kann, die es eigentlich ist?«

Febronia räusperte sich. »Mein Bruder ist ein halsstarriger Mann, doch seid versichert, er würde nie gegen Euch aufbegehren.«

»Meint Ihr?«, erwiderte Aurelia gedehnt. »Nun, wir werden sehen. Doch was mich gerade noch viel mehr interessiert: Welche Gaben gedenkt Eure Familie mir und meinem Zwillingsbruder zu überreichen?«

Lucius war überrumpelt von dem plötzlichen Themenwechsel, fasste sich aber schnell wieder. »Ich denke, Ihr werdet mit ihnen zufrieden sein, Herrin. Wir bringen Euch seltene Gewürze aus dem Orient. Safran, Kümmel, Zimt und Anis, dazu edelstes Zedernholz, wie wir selbst es für unsere besten Schiffe verwenden, Getreide aus Ägypten, zwölf Gefäße im griechischen Stil und eine vollständige Abschrift der achtundzwanzig Bände der Agrarenzyklopädien des Mago.«

»Hm, ich sehe, für Eure eigene Verköstigung in meinem Haus seid Ihr aufgekommen. Und doch vermisse ich so einiges in Eurer Aufzählung. Sagt mir, Lucius, stammt Ihr nicht von den Phöniziern ab?«

»Karthago wurde von einer phönizischen Prinzessin gegründet, ja.«

»Und wenn ich mich recht entsinne, bedeutet dieser Name so viel wie Purpurleute wegen der wunderbaren Stoffe, die sie herstellen. Warum also bringt Ihr nichts davon mit, sondern kommt mir stattdessen mit veralteten Schriftstücken und … Keramik? Gestern erst erhielt ich von einer altehrwürdigen römischen Familie einen prächtigen Streitwagen, und andere brachten meiner Familie Kisten voller Gold und Sesterze dar.«

Lucius verkniff sich die Frage, was sie in all dem Schnee mit einem Streitwagen anfangen wollte.

»Ihr jedoch …« Aurelia ließ den Satz verklingen und schnalzte dann mit der Zunge. »Wollt Ihr mich beleidigen? Wenn ja, ist es Euch gelungen. Oder erkennt Ihr gar nicht, woran es Euren sogenannten Gaben mangelt?« Sie erhob leicht die Stimme. »Oder kann es sein, dass Ihr eben durch und durch ein Punier seid?«

Die umstehenden Gäste brachen in Gelächter aus, und es kostete Lucius einiges an Selbstbeherrschung, sich die langsam in ihm hochkochende Wut nicht anmerken zu lassen. Punier war der Begriff, den die Römer für die Leute aus Karthago verwendeten, und er war behaftet mit allerlei Vorurteilen. Viele Römer glaubten, da die Karthager

größtenteils vom Handel lebten, seien sie notorische Lügner, profitgierig und würden alles tun, um ihr Gegenüber zu übervorteilen.

Beruta wurde neben ihm sichtlich unruhig, doch Lucius erwiderte Aurelias herablassenden Blick mit einem selbstironischen Lächeln. »Diese *Keramik* wurde in Griechenland gefertigt, von den größten Handwerkern ihres Fachs. Sie porträtiert die Heldentaten Eurer Vorfahrinnen. Wir Punier legen größten Wert auf die Bewahrung von Kultur, und daher erachtete mein Vater ein solches Geschenk wohl als wertvoller und angemessener, als Euch bloß einen Sack voll Gold zu überreichen.«

»Ach, wisst Ihr, auch Gold hat seine Vorzüge.«

Ja, weil damit Kriege finanziert werden.

Doch statt diesen Gedanken auszusprechen, zuckte Lucius nur mit den Schultern. »Ich gebe zu, es ist keine Auswahl, die ich getroffen hätte. Ich vermute, er wollte den Beginn Eurer Herrschaft nicht mit einem so einfallslosen Geschenk beleidigen.«

»Und welche Heldentaten genau hat Quirinius abbilden lassen?«, hakte sie nach, und ihre Augen funkelten schelmisch. »Vielleicht Juliana, wie sie die Barbarenvölker in Gallien unterwarf? Oder doch eher Lucrezia, wie sie den Bann über Karthago sprechen ließ?«

»Nein. Eine zeigt Juliana, wie sie eben jenen Bann aufhob und Karthago erlaubte, unter römischer Protektion wieder aufzuerstehen. Eine andere zeigt Augusta, die den unterworfenen Völkern die römischen Rechte gewährt …«

Aurelia lachte auf. »Amüsant, welche Taten der Imperatorinnen Euer Vater als groß betitelt. Wirklich, ich brenne darauf, mir diese Töpfe näher anzusehen.«

Lucius zwang sich zu einer belustigten Miene. »Ich hörte, im Alter wird man sentimental. Ich hoffe, Ihr könnt es ihm nachsehen.«

Ihre Augen verengten sich leicht. »Mich würde interessieren, was Ihr für ein geeignetes Geschenk gehalten hättet.«

»Lasst mich kurz nachdenken.« Er legte sinnend den Kopf in den Nacken. »Ich denke«, setzte er dann langsam wieder zu sprechen an,

»ich hätte mich für das Gold entschieden. Zusammen mit Dingen, von denen ich denke, dass sie einer Römerin gefallen. Vermutlich ausgefallene Kleider, die einer Kleopatra würdig wären. Düfte und Salböl aus dem Orient. Wilde Tiere für die Spiele, mit denen Eure nahende Weihe gefeiert wird. Und vielleicht auch einige gelehrte Schriften, weil ich hörte, dass Euer Bruder an so etwas Gefallen findet. Wärt Ihr damit zufriedener gewesen, oder habe ich gerade meine eigene Einfallslosigkeit bewiesen?«

Er gab sich jovial, beobachtete ihre Reaktion jedoch sehr genau. Kurz meinte er, etwas in ihren Augen aufflackern zu sehen, als er Cornelius erwähnte, doch er konnte nicht einschätzen, ob diese Gefühlsregung für oder gegen ihn sprach.

»Ich nehme an, sie wären zumindest *nützlicher* gewesen«, gestand sie ihm ungnädig zu.

Er beugte sich leicht vor und senkte verschwörerisch die Stimme. »Ich könnte meinem Vater schreiben und ihn um eine Ergänzung seiner Gaben bitten … wenn Ihr es wünscht.«

Sie lächelte. »Ich wünsche es.«

Gieriges Biest.

Aurelia stemmte eine Hand in die Hüfte. »Ihr seid also gekommen, um Euch in die Riege meiner Freier einzureihen. Ich gebe zu, Ihr besitzt bessere Manieren als Quirinius, doch sagt mir, was könnt Ihr mir bieten, das eine Ehe für mich reizvoll machen würde? Das Gold Eures Vaters, das er mir ohnehin schuldig ist? Treue Gefolgsleute, die ihre geliebte Stadt für mich verlassen würden, um in meinen Legionen zu dienen? Handelswaren von Euren eigenen Schiffen? Etwa die berühmte karthagische Kultur, von der Ihr spracht? Ich fürchte, auch die besitze ich schon, denn sie ist nun in römischer Hand. Auch wenn Euer Vater das vergessen zu haben scheint.« Ihre Mundwinkel zuckten höhnisch. »Nein. Ihr könnt mir nichts bieten, abgesehen von Eurem Körper.«

Sie schloss den Abstand zwischen ihnen und ließ ihren Finger langsam an seiner Brust hinaufwandern. Sie war ihm nun so nah,

dass er ihren überraschend herben Duft nach Bergamotte und Zedernholz wahrnehmen konnte.

»Ich gebe zu, Ihr seht recht passabel aus. Aber ich brauche nur mit den Fingern zu schnippen, und mir wird ein williger Knabe gebracht, wann immer ich es wünsche.«

»Ich hoffe, ich wirke auf Euch mehr als nur *recht* passabel«, raunte er ihr zu.

Aurelia trat einen Schritt zurück. Der spielerische Ausdruck war aus ihrer Miene verschwunden. »Sosehr ich es bedauere, meine persönlichen Vorlieben tun hier nichts zur Sache, Karthager«, teilte sie ihm unbeeindruckt mit. »Ich ziehe Euch nur in Betracht, wenn Ihr mir etwas anzubieten habt. Denn Rom lebt leider nicht nur von falschen Versprechungen und Liebe. Überlegt Euch gut, was Ihr besitzen könntet, das ich will. Ich gebe Euch einen Hinweis. Es gibt nur eins, was Ihr mir zusichern könntet, und wenn Ihr und Euer Vater es mir und damit dem Römischen Reich nicht schon bald freiwillig aushändigt, dann werde ich es mir gewaltsam nehmen.«

Lucius versteifte sich bei dieser unverhohlenen Drohung und sah aus dem Augenwinkel, dass auch einige der Gäste beunruhigt miteinander zu tuscheln begannen.

»Nun aber genug von der Politik.« Aurelia schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Morgen findet ein traditioneller Ausritt statt. Ihr und Eure Schwestern seid herzlich eingeladen, mir dabei Gesellschaft zu leisten. So könnt Ihr Eure neue Heimat besser kennenlernen.«

»Das ist zu freundlich von Euch«, versicherte er ihr. »Wir werden uns das nicht entgehen lassen, nicht wahr, Beruta?«

»Bestimmt nicht«, presste diese mühsam hervor.

Seine Schwester war noch nie gut darin gewesen, ihre Gefühle zu verbergen.

»Nun denn.« Aurelia wandte sich wieder ab. »Ich hoffe, ich sehe Euch morgen.« Sie zwinkerte ihm über die Schulter hinweg zu.

»Vielleicht seid Ihr im Sattel ja geschickter als in der Diplomatie.« Mit diesen Worten ließ sie ihn stehen.

Lucius unterdrückte den Impuls, die Hände zu Fäusten zu ballen. Oh, er hasste sie schon jetzt.

Rosenblüten im Schnee

Sie erwachte mit einem schalen Geschmack im Mund. Ächzend setzte Aurelia sich auf und blinzelte ins trübe Morgenlicht, das durch die Öffnung in der Decke fiel. Dabei glitt die Decke aus Bärenpelz von ihren Schultern, und sie fröstelte in dem kühlen Luftzug. Mit einer Hand stützte sie sich auf den weichen Kissen der Liege ab und rieb sich den schmerzenden Nacken. Auf ihrer purpurnen Tunika fielen die Weinflecken nicht so sehr auf, aber die bohrenden Kopfschmerzen sagten ihr, dass sie es in der vorigen Nacht übertrieben hatte.

Nach diesem sterbenslangweiligen Empfang hatte sie Zerstreuung gebraucht und beschlossen, die Feiertage mit einer kleinen Orgie in ihrem eigenen Palast einzuläuten. Sie hatte Tänzerinnen kommen lassen, Musiker, viel Wein und willige Freier, sodass einer durchzechten Nacht nichts mehr im Wege gestanden hatte. Die letzten Gäste waren erst kurz vor Morgengrauen hinausgewankt. Sie selbst war so müde gewesen, dass sie gleich auf der Liege eingeschlafen war. Das Bärenfell hatte sie wohl einem fürsorglichen Prätorianer zu verdanken.

Aurelia stand auf. Sie fühlte sich noch immer ein wenig schwindelig von all dem Wein, und ihr war übel. Sie ließ den Blick über das Chaos schweifen. Überall lagen Kelche, Obst, Karaffen und halb geleerte Teller herum. Ein weißer Pfau stakste zu einer Feige hinüber und pickte daran.

Im Wasserbecken in der Mitte des Atriums schnarchte ein junger Mann zwischen den Rosenblüten. Seine Lippen waren schon blau vor Kälte, doch das schien ihn nicht weiter zu stören. Sie gab einem der Prätorianer, die an der Wand aufgereiht standen, einen Wink, damit er diese besoffene Amphore davor bewahrte, sich in einen Eiszapfen zu verwandeln.

Mit regloser Miene sah sie dabei zu, wie er sich abmühte, den Schlafenden aus dem Becken zu zerren. Es war doch immer dasselbe. Diese Senatorensöhne wurden von der Macht angezogen wie Krähen von einem Leichnam, doch wirklich gesellig wurden sie erst, sobald sie genug Wein getrunken hatten. Aurelia verachtete sie. Aber wenn sie dem langweiligen Palastleben und den endlosen Senatssitzungen für einen Abend entkommen wollte, war sie auf solche Leute eben angewiesen. Für gewöhnlich mied man sie. Selbst ihre Hauslehrer hatten stets das Weite gesucht, sobald sie konnten, sodass sie irgendwann lieber selbst die Schriftrollen befragt hatte, und von den Senatoren hielt sie sich außerhalb der Kurie und offizieller Anlässe möglichst fern. Alles Speichellecker und Giftattentäter. Sie seufzte. Was für ein erbärmliches Dasein das doch war.

Sie wollte sich schon zu den Treppen aufmachen, um sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen, als Cassia hereinkam.

»Hier stinkt es«, begrüßte sie Aurelia und rümpfte die Nase.

»Was soll ich sagen? Eine Orgie zeichnet sich nicht dadurch aus, dass man sich mäßigt.«

»Dann wohl eher dadurch, dass mindestens ein Gast an einer Lungenentzündung stirbt. Es heißt zwar, dass Chione einem näher ist, wenn man ihren kalten Biss auf der Haut spüren kann, aber ist es nicht ein wenig übertrieben, im Atrium unter fast freiem Himmel zu feiern?«

»Wäre es dir lieber, wenn ich die Orgien in mein Schlafzimmer verlege?«, gab Aurelia spöttisch zurück.

»Du machst mich noch wahnsinnig.« Cassia winkte ungeduldig eine Sklavin herein, die eine Waschschüssel trug und unter den Arm